

# KALONYMOS

## Bücherbrief aus Mexiko

Hannah Arendts Schatzkisten im Land der Azteken

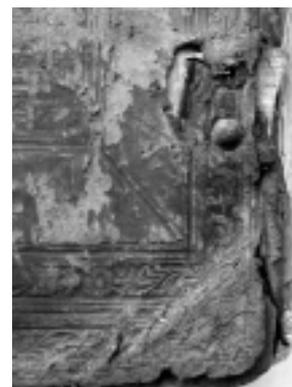
Carsten Wilke

Im Zentrum von Karlsruhe, im Hinterhaus seines Anwesens am Inneren Zirkel 13, schuf der Hof- und Milizfaktor Salomon Meyer Wesel (1693–1774) schon zu seinen Lebzeiten eine talmudische Studierstube. Hier wohnte ein unverheirateter Gelehrter inmitten des frugalen Hausrats, den die im Badischen Generallandesarchiv aufbewahrte Stiftungsurkunde von 1771 minutiös aufzählt. Sein einziger Auftrag bestand darin, mit Talmudschülern in den Büchern zu „lernen“, die der vermögende Stifter dort aufgestellt hatte. Das Studierhaus bestand nur etwa fünfzig Jahre, doch die haben Geschichte gemacht. Zur Zeit der Rabbiner Tia Weil, Ascher Löw und Jakob Ettlinger war Karlsruhe die zweitgrößte rabbinische Studienstätte im Süden Deutschlands, nur von der legendären Fürther Jeschiwa übertroffen. Auch hebräische Bücher wurden damals in Karlsruhe gedruckt, zum Beispiel 1779 und 1782 die zweibändige Erstausgabe der „Honigwälder“ (*Ye'arot Dwasch*), Jonathan Eibeschütz' homiletischem Hauptwerk, das seither unzählige Male nachgedruckt worden ist.

Schon eine Generation nach der Emanzipation war das Interesse am Talmud geschwunden. Die Baulichkeiten der Klausen wurden 1825 verkauft, die Schauplätze des jüdischen Karlsruhe verwüstet in der Pogromnacht oder hinweggerafft von den Bomben des Krieges. Das Faktum einer scheinbar restlosen Zerstörung verleiht den geringfügigen materiellen Relikten des alten jüdischen Studienlebens, die sich trotz allem auf verschlungenen Wegen erhalten haben, einen eigentümlichen Wert. Unverhofft tauchte vor zwei Jahren das verschollen geglaubte hebräische Tagebuch Elias Willstätters auf, des letzten Karlsruher Stiftsgelehrten: Seine Besitzer in den USA hatten es dem Jüdischen Museum Berlin geschenkt. Und mit nachdenklicher Ver-

wunderung nimmt man an einem noch entfernteren Ort, der Synagoge der Aschkenasischen Gemeinde von Mexiko-Stadt, sechs Bücher zur Hand, die vor zweihundert Jahren in Salomon Wesels Lernklausen standen.

Das älteste der sechs, ein großformatiger *Schulchan Aruch* der Ausgabe Fürth 1692, bewahrt seinen originalen, reich dekorierten Ledereinband<sup>1</sup>, auf dessen Innenseite man in winzigen hebräischen Lettern eine eigenhändige Notiz Salomon Wesels entdeckt. Aus derselben Sammlung, die später die Bibliothek der Karlsruher jüdischen Gemeinde aufbewahrte, stammt auch ein restaurationsbedürftiger Foliant der *Turim* aus Frankfurt, 1713<sup>2</sup>, ein weiterer *Schulchan Aruch* aus Fürth, 1764, und, durch seltsame Fügung zusammengeblieben, die beiden Bände





3



2

der Karlsruher Eibeschutz-Erstaussgabe<sup>3</sup>. Interessante Besitzervermerke in hebräischer Sprache enthält ein moralisierendes, populärkabbalistisches Werk des Elias von Smyrna, *Schevet Musar*, die „Zuchtrute“, gedruckt 1732 in Amsterdam. „Ich, der bescheidene Moses Wallich aus Koblenz, habe dies mit meinem Gelde zur Ehre meines Herrn und Schöpfers erworben“, schreibt der erste Besitzer. Dessen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit (*chassidut*) rühmt sodann ein Salman Dispeck in Leimen, Leiningen oder einem ähnlich anlautenden Ort, dessen Name nach der ersten Silbe abgerissen ist.<sup>4</sup> Jener Moses Wallich, soviel ist sicher, war ein Sohn des bekannten Koblenzer Arztes und Landesrabbiners Emanuel Wallich und mütterlicherseits ein Neffe unseres Salomon Wesel, in dessen Haus er lehrte; er starb 1769 in seiner Geburtsstadt. Sein eigener Sohn, der Arzt Emanuel, sollte 1783 als erster Jude die Jenaer Doktorwürde erlangen.\* Unter der Inschrift des Koblenzers erscheint die Signatur des Karlsruher Onkels, des Milizfaktors. Dieser erbte die asketischen Lebensregeln des türkischen Mystikers und ließ das Buch, wie es scheint, auch neu einbinden: Hinter dem Pergamenteinband klebt ein gedrucktes Formular für die Soldzahlung eines Bataillons, inklusive „Pferd-Fouragen“ und „Medaillen-Zulagen“ – Makulatur vom Schreibtisch des Hofjuden.<sup>5</sup>

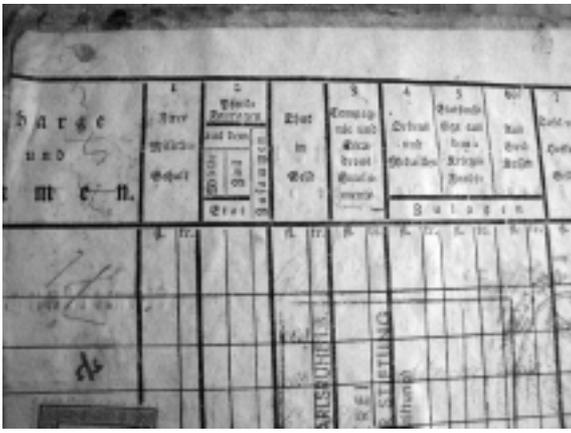
Wie kam dieses Bücherbord aus Karlsruhe nach Mexiko? 1945 fanden die alliierten Armeen in Deutschland große Depots aus geplünderten jüdischen Bibliotheken, welche zum Teil im Gefolge der Pogromnacht von 1938 im ganzen Reich beschlagnahmt, zum Teil im Rahmen der von Alfred Rosenberg organisierten Beutezüge aus dem besetzten Europa zum Gebrauch antisemitischer Forschungsinstitute nach Deutschland geschafft worden waren. Nachdem die Bücher im Archivdepot der US-Armee in Offenbach gesammelt und größtenteils an ihre Vorkriegsbesitzer zurückgeführt worden waren, verblieben eine halbe Million Bände zumeist aus vernichteten deutsch-jüdischen Institutionen. Aufgehäuft im Landesmuseum Wiesbaden, wurden diese 1949–1952 verteilt durch eine vom Jüdischen Weltkongress gegründete Treuhandgesellschaft, die Jewish Cultural Reconstruction, deren Präsidenten Salo W. Baron und Gershom Scholem waren. Als „executive secretary“ der Gesellschaft wurde Hannah Arendt nach Wiesbaden entsandt – ein Aufenthalt, der heute allenfalls wegen ihres erneuten Zusammentreffens mit Martin

Heidegger bekannt ist. Auf Entscheidung von Baron, Scholem und Arendt ging die Mehrzahl der Bücher nach Israel, dessen Nationalbibliothek damals als unzugängliche Enklave auf jordanischem Gebiet verblieben war und nur durch ein Wunder die Beschließung im Unabhängigkeitskrieg überdauerte. Ein anderer Teil des Wiesbadener Bücherlagers wurde unter 48 jüdische und akademische Bibliotheken der USA verteilt. Die verbleibenden fünfzehn Prozent erhielten jüdische Institutionen in Europa, Kanada, Lateinamerika, Südafrika und Australien. Die Büchersendungen sortierte man in die Magazine ein und vergaß sie dann zumeist. Erst die Berichte von Bill Clintons „US Commission on Holocaust Assets“ brachten vor fünf Jahren die „Holocaust books“ ins Gespräch einer schlecht informierten Öffentlichkeit. In Reaktion auf Verdächtigungen wegen unrechtmäßiger Aneignung wählte die Library of Congress im Jahr 2002 den Weg der Aufklärung: Zum fünfzigjährigen Jahrestag der Bücherverteilung zeigte sie unter dem Titel *Brands Plucked from the Fire* eine Auswahl aus den 5.708 Bänden, die Hannah Arendt damals aus Wiesbaden nach Washington geschickt hatte.

Die Diaspora des bibliographischen Erbes aus den Rabbinerseminaren und Synagogen des deutschen Judentums reicht, wie wir sahen, bis nach Mexiko. Vielleicht hatte das gelungene Großprojekt der spanischen *Enciclopedia judaica castellana* den damals 27.000 Juden jenes Landes ein plötzliches Prestige verliehen; jedenfalls erhielt der dortige Israelitische Zentralrat auf Antrag tausend Bände aus dem Wiesbadener Bücherlager. Doch die 1950 eingetroffene Büchersendung war fast durchweg deutsch- und hebräischsprachig von religiöser Thematik; und die jüdisch-mexikanische Gemeinde, in der die säkulare jiddische Kultur dominierte, hatte für sie kaum eine Verwendung. Nach zwei Jahren der Unschlüssigkeit eröffnete der Zentralrat mit den tausend Büchern eine „Biblioteca Judaica“, die an sechs Stunden der Woche diese schwer verständlichen Schriften zur Lektüre und zur historischen Meditation anbot. Denn sie gehörten, so mahnte eine Tafel, zum geistigen Nachlass der jüdischen Märtyrer Europas und seien ein heiliges Denkmal zu ihrem Gedenken.

Die bibliothekarische Gedenkstätte schloss nach fünf Jahren. Um sie nicht teilen zu müssen, übergab sie der Zentralrat der aschkenasischen Gemeinde in Mexiko-Stadt. Als im Jahr 1985 ein Erdbeben die

\*H. Schultze, „Geschichte der Familie Wallich“, Monatschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, 49 (1905), S. 284.



5

Metropole verwüstete, stürzten auch Teile des sechsstöckigen Gemeindezentrums. Bücher fielen auf die Straße, und es heißt, dass die ersten Aufräumarbeiter mit hebräischen Papieren ihre Maisfladen aufbuden. Die meisten Bücher aber wurden gerettet, als Jahre später die aschkenasische Gemeinde ihr Forschungszentrum gründete. Die Direktorin Alicia Gojman schuf ein eigenes Reservemagazin für die hebräischen und deutschen Altbestände und beauftragte mit der Katalogisierung einen ehemals Duisburger Judaisten, Schreiber dieser Zeilen.

Als ältestes Werk erwies sich eine 1568 in Venedig gedruckte Bibel, die Hitlersoldaten aus einer italienischen Privatsammlung raubten; als jüngstes ein 1940 in Litauen erschienenes Bändchen, das ein Abba Grayzel laut seiner handschriftlichen Notiz noch im Januar 1941 kaufte, wenige Monate vor den Massakern, denen er vermutlich zum Opfer fiel. Zwischen beiden Eckdaten liegen rabbinische Folianten aus den drei Rabbinerseminaren, deutsche Erstausgaben von Jost, Zunz, Sachs, Graetz oder Leo Baeck aus Gemeinde- und Schulbibliotheken zwischen Köln und Königsberg. Andere Bücher standen in einem kleinen Bet-Midrash in Fulda, einem Talmudverein in Würzburg, im Bethaus der Friedhöfe von Breslau oder Hildesheim, im Jüdischen Kurhospital in Kolberg, Pommern, bei der Harmonie-Gesellschaft in Bad Buchau, der Zionistischen Ortsgruppe Wesel oder dem Wanderbund Blau-Weiß in Böhmisches-Budweis. Die erhaltenen Fragmente geben einen punktuellen Eindruck von der Verteilung der jüdisch-literarischen Gattungen auf unterschiedliche institutionelle und soziale Kontexte; so kommt aus der Gemeindebibliothek in Heidelberg eine Werkausgabe von Rabbiner Samson Raphael Hirsch, aus dem „Jüdischen Akademischen Verein“ hingegen eine solche des hebräischen Literaten David Frischmann. Eine englische Bibel hat Kurt Crohn, der letzte Leiter der Berliner Jüdischen Waisenhäuser, am 29. März 1940 der jungen Eva Schuster gewidmet, als Anerkennung „für gutes Verhalten und für gute Leistungen und zur Erinnerung an die Schulzeit im Waisenhaus Pankow“.<sup>6</sup> Crohn, der die ihm anvertrauten Kinder nicht verlassen wollte, wurde mit ihnen vier Jahre später in Auschwitz ermordet. Eingestempelt in die Bücher sind auch die Hakenkreuze der Plünderer, die Insignien des „Einsatzstabs Reichsleiter Rosenberg“, der antisemitischen

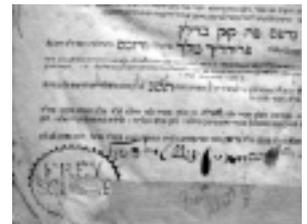
Institute in München, Frankfurt und Berlin, sowie der kleine Stempel der Ghettobibliothek in Theresienstadt.

Manche alte Drucke, die sich generationenlang in Familienbesitz befanden, eröffnen einen weiten Blick zurück in die Vormoderne, in die Zeit vor der Schaffung gemeindlicher Bibliotheken. David Lidas Pentateuchkommentar *Ir David* (Amsterdam 1719) war generationenlang in Familienbesitz in Stadtlohn, Westfalen. Der wegen seiner dämonologischen Exkurse berühmte Moraltraktat von Hirsch Kaidanower, *Kav ha-Jaschar* (Jeßnitz 1725), wurde herabgeerbt in einer Lehrerdynastie in Burgsteinfurt, deren Epigone das Buch dem Deutsch-Israelitischen Gemeindebund schenkte. Ein *Orach Chaim*, gedruckt zu Berlin 1703, enthält die Unterschriften zeitgenössischer Berliner Rabbiner und Gemeindevorsteher und wurde schließlich, wie der Stempel *Frey-Schule* zeigt, der ersten aufklärerischen Schulbibliothek einverleibt.<sup>7</sup> Ein Kodex des Zivilrechts, *Choschen Mischpat*, Frankfurt 1716, ging durch die Hände zweier Kasseler Hausväter an den Landesrabbiner Lazarus Adler, der seine Bücher bei seinem Tod 1886 dem Jüdisch-theologischen Seminar in Breslau stiftete. So führt der Weg der gelehrten Folianten aus den häuslichen Studierkammern des achtzehnten Jahrhunderts in die Sammlungen der Gemeindeinstitutionen, Rabbiner und Bibliophilen des neunzehnten weiter zu den wissenschaftlich organisierten Bibliotheken, die im zwanzigsten die bibliographische Hinterlassenschaft der Vorfahren aufbewahrten. Deren Plünderung nach 1938 kehrte den langen Sammlungsprozess um und mündete im Laufe weniger Jahre in eine extreme Zerstreung.

Mit dem Vorteil der Übersichtlichkeit vermittelt die kleine mexikanische Sammlung eine Vorstellung von den Zeugnissen deutsch-jüdischer Buchkultur, die in den Bibliotheken Israels und der USA in weit größerem Umfang verborgen, jedoch in deren heutigen Beständen auch schwerer auffindbar sein dürften. Die sich fortentwickelnden Mittel des weltweiten Informationsaustausches und das (wohl nicht von ungefähr) im gleichen Schritt wachsende Interesse an der Lesekultur der Vergangenheit könnten, ja sollten in unseren Tagen wieder einen gewissen Sammlungsprozess einleiten: Es wäre an der Zeit, in virtueller Form einige der aussagekräftigsten Dokumente aus dieser Diaspora der Bücher wieder zu vereinigen.



6



7

Dr. Carsten Wilke vertritt in diesem Sommersemester den Lehrstuhl für Jüdische Geschichte der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

Jüngste Veröffentlichung: I. S. Révah: *Uriel da Costa et les Marranes de Porto. Cours au Collège de France 1966–1972. Edition présentée et annotée par Carsten L. Wilke, Centre Culturel Calouste Gulbenkian, Paris 2004. 601 Seiten. ISBN 972-8462-37-9.*

# Das Morgengebet, wie ich es lese

Richard Koch

Veröffentlicht in Zusammenarbeit mit Frank Töpfer und Urban Wiesing, Institut für Ethik und Geschichte der Medizin, Universität Tübingen.

Dieses Institut beherbergt den Nachlaß von Richard Koch. Im Rahmen eines von der DFG geförderten Projekts wurde er archivalisch erfaßt und wissenschaftlich bearbeitet. Weitere Informationen über den Nachlaß bietet die Homepage des Instituts:

[http://www.uni-tuebingen.de/egm/ethik/projekte/richard\\_koch.html](http://www.uni-tuebingen.de/egm/ethik/projekte/richard_koch.html)

*Unter diesem Titel, der nicht vom Autor stammt, veröffentlichten wir Aufzeichnungen des in den Kaukasus geflüchteten berühmten Frankfurter Arztes (1882–1949) zum Gebet. Diese umfangreiche Handschrift ist betitelt „Mein Gebet – (2. Teil von: Das Gebet)“. Wir bringen daraus die Überlegungen zum Morgengebet (das Richard Koch in der für Kinder vorgesehenen Form, vgl. Siddur Sefat Emet, Übersetzung Rabb. Dr. S. Bamberger, Nachdruck Basel, S. VI liest und bespricht). Der Text ist um mehrere bibliographische und literaturerläuternde Angaben des autodidaktisch Lernenden gekürzt. Die etwas eigenwillige Zeichensetzung wie auch die Orthographie Kochs sind nicht verändert worden.* mb

Im Folgenden will ich einiges über die Stücke aus der Tefilla schreiben, die ich mir angewöhnt habe frühmorgens zu lesen. Ich lese manchmal mehr, manchmal weniger.

Hier will ich vor allem, aber nicht ausschließlich über die Stücke schreiben, die ich alltäglich lese. An der Reihenfolge der Segensprüche und der ersten Gebetstücke habe ich einiges geändert, entsprechend dem tatsächlichen Ablauf des Erwachens und Aufstehens. Außerdem weicht meine Leseordnung dadurch ab, daß ich leider nicht in der Lage bin das Morgengebet in einer Gemeinde von mindestens zehn Männern und in einem Gotteshaus zu lesen. Ich benutze die 1930 bei „Omanut“ Co., Ltd. in Tel Aviv [erschienene] Tefilla (*Siddur Tefilla*), von der ich nur den ersten Teil (*Chol vSchabat*) besitze.

Beim Erwachen

מוֹרְדָּה (מוֹרְדָּה: Mädchen) אֲנִי לְפָנֶיךָ מְלֶכֶּה חַי וְקַיִם  
שֶׁהַתְּוֹרָה בִּי נִשְׁמְרָה בְּחֶמְלָה, רַבָּה אֲמוּנָתְךָ:

„Ich danke Dir vor Deinem Angesicht, König, der Du lebendig und dauernd, der Du meine Seele in mich zurückgegeben aus Schonung, groß ist Deine Treue.“

Der erste bewußte Gedanke beim Aufwachen soll also sein, daß ich dafür danke, daß ich nach dem Schlaf, in dem ich nichts waches, sondern nur vielleicht traumhaftes von mir wußte, zum Bewußtsein meines Selbst zurückgekehrt bin.

Auf gelehrte Auseinandersetzung über die primitive Vorstellung von der Seele, die im Schlafe von mir gewichen und mit dem Erwachen zurück-

kehrt, verzichte ich. Es handelt sich um das Erwachen aus dem Schlafe. Ich weiß nicht, wann der Segenspruch entstanden. Vielleicht vor zweitausend Jahren, oder früher, oder später.

Am Vorgang hat sich seitdem nichts geändert und die Form ist heute wie damals verständlich. Ich könnte leicht die alte Form in die Sprache des Dezember 1948 übersetzen. Es wird sich bald zeigen, daß der moderne Satz: ich bin froh, daß ich noch bin, nicht besser sondern schlechter ist als der alte Satz, obwohl ich nicht glaube, daß beim Einschlafen ein leichtes Ding von mir weggeflattert und sich im Himmel in die Hut Gottes begeben. Was ich in der Sprache der Wissenschaft dieses 17. Kislew 5709 von dem Vorgang des Einschlafens, Schlafens und Aufwachens halte, ist ein gebrechlich Ding. Ganz gewiß weiß ich nicht alles, was man darüber wissen könnte. Ganz gewiß bin ich nicht im Stande alles, was darüber geschrieben zu beurteilen und zu prüfen. Ganz gewiß sind die Gelehrten nicht einig. Ganz gewiß wird dieses Wissen im nächsten Jahr anders, vielleicht grundlegend anders aussehen. Ganz gewiß wird dieses Wissen nie ganz abgeschlossen sein. Ganz gewiß handelt es sich dabei nicht nur um Wissen sondern auch um Glauben, um das, was man mir anezogen, um das, was das Leben daran bildet, um das was mir heute so und morgen anders vorkommt, um Meinungen, die vielleicht sehr persönlich sind und sich genau in der gleichen Gestalt bei keinen anderen wiederfinden. All diesen Schwächen ist die alte Form entzogen. Soweit es für mich im Augenblick, indem ich den Satz sage wichtig ist, sagt mir der Satz alles, was ich brauche und in diesem Zusammenhang genau dasselbe, was er vor Jahrtausenden gesagt haben mag. Auch darf man nicht vergessen, daß im Lauf der Jahrtausende mehr als ein Einstein, Bergson oder Freud mit allem Scharfsinn den Segen geprüft und nicht beanstandet haben. Es wird sich im Gang dieser Aufzeichnungen deutlicher und deutlicher zeigen, wie behutsam man die alten Sätze behandeln muß, wie heute, in unseren Tagen, die Gefahr der Reform ungleich größer ist, als die Gefahr der Bewahrung.

Nun ist der Segenspruch von Natur durchaus nicht immer richtig. Froh und dankbar bin ich für das Erwachen besonders dann, wenn ich aus einem quälenden Traum erwache. Erwache ich aus einem beglückenden Traum, so bin ich ärgerlich, sehr oft auch, wenn ich aus traumlos süßem Schlaf erwache.

Wie oft versucht man den süßen Schlaf mit aller Kraft festzuhalten. Dazu kommen schlaflose Nächte, Nächte in denen man erst gegen Morgen erquickenden Schlaf gefunden, Nächte mit Schmerzen und Qualen, in denen man den Morgen aus einem ganz anderen Grunde freudig begrüßt, als weil man zum Bewußtsein seiner selbst zurückgekehrt ist.

Dazu ist das Leben nicht immer so, daß man viel dagegen hätte, wenn man nicht wieder aufgewacht wäre. Und von wie vielen Menschen kann garnicht verlangt werden, daß sie einen Satz aussprechen, einen Gedanken denken, der all ihren natürlichen Gefühlen widerspricht. Sprechen sie dann einen solchen gebotenen Satz doch, so müssen sie einen besonderen Grund zu diesem heiligen Gehorsam haben, den verwandt, der Martyrer noch auf dem Scheiterhaufen verhindert, ihre Qualen aus Barmherzigkeit kürzen zu lassen, was gewiß nicht jedermanns Sache ist, aber wohl einem jeden, auch wenn er dies Verhalten nur mit heiligem Wahn erklären kann, Achtung und vielen Bewunderung und Verehrung abzwingt.

Wer dankt? Ich danke. Denn noch bin ich allein. Es ist ganz meine eigene Sache. Der Dank beim Erwachen wird von mir, nicht von uns verlangt.

Wem danke ich? Dir. Handelte es sich nur um das manchmal natürliche Gefühl der Freude beim Erwachen, dann hätte es zunächst sein Bewenden damit, und es bedürfte keines anderen, den Dank abzustatten. Aber schon von Natur wandelt sich jedes Glücksgefühl in ein Dankgefühl und dann in den Wunsch, den Dank dem Urheber des Glücks abzustatten. Der Urheber dieses Glücksgefühl ist aber kein Mensch. Dem Menschen, der mich aufweckt oder gegen die Weckuhr, die mich rasselnd weckt, bin ich gewiß nicht dankbar – im Gegenteil. Suchte ein experimenteller Psychologe ein besonders reines Hassgefühl, beim aus dem Schlaf gerissenen Menschen, findet er es am bequemsten. Will ich trotzdem für das Erwachen danken, so kann mein Dank, den ich nun einmal abstatten soll und muß keinem Menschen gelten.

Ich danke gar nicht einfach „Dir“ sondern „vor Dir“ oder auch ganz wörtlich „Vor Deinem Angesichte“, obwohl ich die Macht, der ich danke, nicht von Angesicht kenne, nichts von ihr weiß, sie leugnen kann, ohne daß man mich mit Gründen von ihrem Vorhandensein überzeugen könnte.

Diese Macht nenne ich in dem Segenspruch König, meinen höchsten Herrn, der Gewalt über

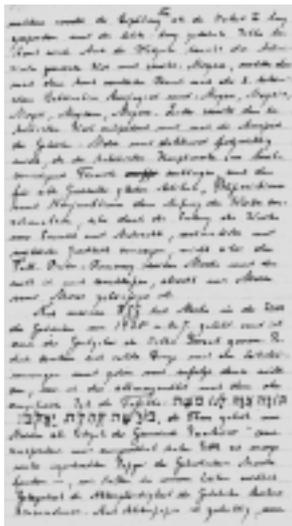
mein Gut und Blut hat, der mir alles nehmen und alles geben kann.

Aber einen solchen König in Menschengestalt gibt es nicht. Wo ist der König, der mich von unheilbarer Krankheit heilen, der mich vor jedem Feind beschützen, dem ich nicht trotzen könnte. Ich nenne ihn einen lebendigen und immer währenden, d. h. unsterblichen König. Lebendig ist nun auch jeder irdische König. Vor seiner Geburt und nach seinem Tod konnte er nicht König sein. Somit ist das lebendige und ewige hier als ein einziger Begriff aufzufassen, sowie man die Götter Griechenlands die Unsterblichen nannte, obwohl ihre Herrschaft und damit das, was man ihr Leben nennen könnte, ein Ende nahm. Diesen König, dem ich mit dem ersten wachen Gedanken allmorgendlich danke, rede ich mit dem Prädikat ewig lebendiger an, so wie ich einen anderen König mit dem Prädikat Majestät anreden muß, weil er die Macht hat, sich keine mindere Anrede von mir gefallen zu lassen, weil ich ihm dankbar sein muß, wenn ich ihn überhaupt anreden, wenn ich mit meinem Dank vor ihn treten darf. Nur aus dieser Macht über mich fließt die Wahrheit der Anrede. Es habe bei dem Vergleich sein Bewenden.

Wer in diesen Aufzeichnungen einen Gottesbeweis sucht, lasse sie ungelesen. Wer weiter liest, hat einen anderen Anlaß.

Wofür ich danke ist ohne weiteres klar, auch wenn mir heute, anders als Früheren, der Gedanke fern liegt, ein neidischer Gott, hätte meine Seele an der Rückkehr in meinen Leib hindern, er hätte sich wie der Teufel das gewiß gern täte, für sich behalten wollten.

Wenn mir nur schon dieser Gedanke fern liegt, hat dann der Zusatz (*bechemlah*), „aus Schonung“ überhaupt noch eine Bedeutung für mich? Er hätte nur dann eine Bedeutung für mich, wenn ich die Überzeugung hätte, daß ich ein des Lebens unwürdiger Verbrecher, ein todeswürdiger Verbrecher, ein Sünder wäre. Diese Überzeugung war im Bewußtsein der Früheren ungeheuer stark. Von ihrer Macht künden z. B. noch heute die Dome des Mittelalters, von denen kaum einer zu seiner Zeit fertig geworden. Das ist also ein sich im Lauf der Zeit wandelndes Bewußtsein, dessen Schwinden wir z. B. an den Werken der Baukunst ablesen können. Äußerlich betrachtet scheint heute das Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit fast erloschen. Die bei weitem meisten Menschen, die man heute



nach der Verfassung ihres Gewissens fragen würde, würden vermutlich antworten, daß sie sich großer Sünden nicht bewußt seien. Es ist heute keine noch so modernisierte Form des Ablasshandels denkbar, die Geld einbrächte. Die großen Bauwerke unserer Zeit verdanken anderen Motiven ihre Entstehung wie die Dome des Mittelalters und wie noch die Peterskirche. Im Drama, im Roman, im Gedicht unserer Zeit spielt die Sünde keine große Rolle. Die Dichtwerke unserer Zeit lösen ganz im Gegenteil Sünde und Verbrechen auf, in dem sie sie als natürlich, notwendig, berechtigt motivieren. Das vor wenig mehr als hundert Jahren noch anders war, beweist der Faust.

Die typische Sünde der christlichen Welt, die fleischliche, geschlechtliche, gehört der Vergangenheit an. Von der typischen Sünde der jüdischen Welt, dem Übertreten des Gesetzes, gilt dasselbe und die Sünde andere Götter zu haben und sie anzubeten, ist ebenso wie die Sünde des Götzendienstes unverständlich geworden. Wir kennen gute und böse Taten, gute und böse Menschen, aber es fällt uns leicht sowohl das eine wie das andere zu relativieren und ....Musterbeispiele aufzuführen, über deren Beziehung zu gut und Böse Einstimmigkeit herrschten. Der Gerechte und Ungerechte, der Heilige und der Sünder sind Gestalten der Vergangenheit. Viel Hoffnung, die es gab, viel Furcht, die es gab, gibt es nicht mehr. Das Leben ist dadurch nüchterner und leichter geworden, aber auch ärmer.

Die letzten Worte des Gebetes oder besser des gebotenen Gedankens (*rabba emunatecha*) „Groß (wörtlich: „viel“) ist Dein Erbarmen“, hat damit ebenfalls für das moderne Gefühl seine Verständlichkeit verloren. – Ich will von jetzt ab die hebräischen Stellen in einer vereinfachten Quadratschrift schreiben, da diese unter den Juden und Nichtjuden bekannter ist, als die Kursivschrift, die nur Ostjuden und palästinensischen Juden geläufig ist. Man kann die sehr einfache und deutliche Quadratschrift aus jeder Kinderfibel in wenigen Stunden, schlimmstenfalls in wenigen Tagen auch noch im Alter lernen. Einen Satz so geläufig lesen lernen wie einen der Muttersprache erfordert Zeit, gelingt aber auch noch im Alter bei täglicher Übung. Da sich ohnehin der Sinn der Gebete erst in Jahr und Tag bei täglicher Übung zu erschließen beginnt, ist das kein Nachteil. Die Gebete in der Muttersprache zu lesen ist besser als sie überhaupt nicht zu lesen. Da aber jede Zeit und jede Sprache ihr Eigenes

in die alten Sätze legt, steht die Übersetzung dem hebräischen Text sehr stark nach. Die Gebete stammen aus sehr verschiedenen Zeiten und Umständen, aber auch die jüngeren sind nicht im Geist der Gegenwart geschrieben. Aus diesem Grunde ist die hebräische Sprache der bei weitem beste Führer in diese versunkene Welt. – [...]

Dem Dank beim Erwachen schließt sich unmittelbar an:

הַתּוֹרָה צְוָה לָנוּ מֹשֶׁה מִוִּרְשָׁה קְהֵלַת יִשְׂרָאֵל:

“Die Thora gebot Mosche als Erbgut der Gemeinde Jaakow.“

Unmittelbar nach dem Dank für die Wiederkehr des wachen Bewußtseins folgt als nächste nicht natürliche sondern geschulte Regung dieses Bewußtseins, die Erinnerung an das, was das Leben der eigenen Gemeinschaft zum dankbar hingenommenen Geschenk macht. Nicht also die liebliche Gewohnheit des Daseins an sich – sie ist durchaus nicht immer lieblich sondern allzu oft eine fast unerträglich scheinende Last –, auch nicht in erster Linie die Lust und das Glück, auch nicht die Natur, nicht der Zauber des deutschen Frühling, der Reichtum des vollen Sommer, die Pracht des Herbst, die Reinheit des Winter, nicht all das Viele, das Sinn und Gefühl zu entzücken vermag, sondern die Thora. Buber-Rosenzweig (die Fünf Bücher der Weisung, verdeutsch v. Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig, Verlag Lambert Schneider Berlin, 1930, Ausgabe d. Großloge VIII U.O.B.B.), übersetzen das Wort Thora nicht wie üblich mit Lehre oder Gesetz, sondern textgetreu mit „Weisung“. Die Urbedeutung des Zeitwortes *ja-rah* ist „werfen“.

Damit ist in diesem Zusammenhang das Werfen des Loses durch den Hohen Priester mittelst der zu seiner Tracht gehörigen Urim und Thummim im Amtsschild [gemeint].

BR übersetzen (2. M. 28,30) die „Lichtenden und Schlichtenden“, Luther: Recht und Licht.

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung über den Gegenstand findet sich bei H. Graetz, Geschichte d. Israeliten, 1. Bd., bearbeitet v. M. Brann, Leipzig o. D., Note 20, S. 454 – 456.

Eine kurze neuere Darstellung findet man in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 5. Bd., Tübingen 1931, Spalte 1414/15. Man nimmt an, daß diese Thora genannten Loswürfe des Hohen

Priesters im Allerheiligsten gesammelt wurden und in einem Zusammenhang mit dem Entstehen der nun vorliegenden Thora, den Fünf Büchern, stehen.

Ich werde so gut und schön die Verdeutschung „Weisung“ ist, die in so viele Sprachen eingegangene Bezeichnung „Thora“ weiter gebrauchen, weil auch die Worte Kosmos, Engel, Materie, Offizier durch ihre Geschichte den Gegenstand bestimmter und reicher bezeichnen, als noch so treffende Übersetzungen.

Diese Niederschrift mit Gelehrsamkeit zu unterbauen, habe ich weder das Recht noch die Möglichkeit. Ich fing im Sommer 1943 nach der Rückkehr der Evakuation, die uns nach Zchaltubo in Georgien geführt hatte, in Essentuki i. Kaukasus an, mit mangelhaften Hilfsmitteln, ohne Lehrer und Kritik an Hebräisch zu lernen. Einen hebräischen Schrifttext erhielt ich erst am 18. Mai 1946 durch meine Kinder in Jerusalem und konnte und heute ist der 24. Dezember 1948, Vorabend des Schabbath, der deutsche Weihnachtsabend, der 22. Kislew 5709, also zwei Tage vor dem Vorabend des 7. Tages Chanukka.

Trotzdem halte ich mir vor gelegentlich Angelesenes vorzubringen. Im Ganzen aber habe ich in diesen Jahren die Erfahrung gemacht, daß mir die moderne Bibelwissenschaft, so respektabel sie ist und so historisch notwendig sie seit Spinoza war, für meinen Zweck restlos nichts gibt. Alles zugegeben, was diese Wissenschaft beweist aber auch sehr häufig erstaunt über ihre Gebrechlichkeit, ist es für mein Vorhaben das einzig Dankbare Schrift- und Gebetbuch hinzunehmen wie sie nun einmal sind. Dieses Verfahren macht reich, das andere arm. Wie war das denn gestern als das Auto die Ochsenkarre anfuhr? Die Zeugenberichte stimmen nicht überein. An der Wahrheit der Schrift habe ich aber nicht den leisesten Zweifel, selbst wenn die Geschichte von Joseph in Ägypten so viele Vorbilder haben sollte wie das Märchen vom Dornröschen. Die Wahrheit der Schrift ist eine ganz andere wie die eines Märchens und sie erscheint zudem als geschichtliche Quelle nicht unzuverlässige[re] Tatbestände widerzugeben [sic!] als babylonische Tontäfelchen, ägyptische Bilderschriften, als Cäsars Galischer Krieg, als die Kriegsberichte unserer Tage, als der Stammbaum des Freiherrn v. Wildwasserbach. Für mein Vorhaben liegt nicht viel daran.

Ihre eigene, nur ihr eigentümliche Wahrheit wird wahrer und wahrer jeden Tag, den ich in ihr

lese, obwohl sie schon am Vortag in bezug auf Wahrheit mir Lesendem unübertrefflich scheint. Mit dem Gebetbuch geht es mir nicht anders.

Soweit die Sätze des Gebetbuchs der Schrift entnommen sind, könnte ich das mit wenig Mühe jeweils anhand der Calwer Bibelkonkordanz, Stuttgart 1922, nachweisen. Ich werde das vielleicht gelegentlich tun, aber möglichst selten. Teils weil es nicht auf meinem Weg liegt, teils weil diese Konkordanzweisheit abgeschmackt ist. Die talmudischen und rabbinischen Stellen nachzuweisen fehlen mir die Kenntnisse und die Hilfsmittel.

Dem täglich gesagten Satz habe ich nichts hinzuzufügen. Es genügt darauf hingewiesen zu haben, daß dieser Satz die zweite Regung des erwachenden Bewußtseins sein soll.

Von den folgenden Sätzen wähle ich mir dann als nächsten aus:

שְׁמַע בְּנִי מוֹסֵר אָבִיךָ, וְאַל תִּשָּׂא הוֹרֵת אִמְךָ:

Sprüche/Mischle 1,8

„Höre, mein Sohn, die Rüge deines Vaters und verwirf nicht die Weisung deiner Mutter!“

Warum so bald, so noch im Erwachen? Weil es zu nichts führt, wenn ich mich, als sei ich eben vom Mond gefallen, meinen eigenen Eingebungen überlasse, die aus der Tiefe meines Gemütes kommen. Solange ich jung und gesund bin, und besonders im Winter mich auf die andere Seite legen und weiter schlafen.

Besser wissen kann ich dies wie alles andere nach der Thora und nach der Zucht meines Vaters und der Weisung meiner Mutter.

Wenn aber, wie so oft, mein Vater gar keine Zeit hatte, sich meiner Erziehung zu widmen und meine Mutter, wie so oft, mich nur verwöhnte. Oder wenn sie unfähig waren, mich zu erziehen, oder wenn ich keinen Vater oder keine Mutter, oder überhaupt keine Eltern hatte. Dann weiß ich vielleicht mich derer zu erinnern, die Vater- oder Mutterstelle an mir vertraten. Oder ich weiß, was der Verlust bedeutet. Mindestens weiß ich, was ich zu tun habe, wenn ich eigene Kinder habe. Aber wenn meine eigenen Kinder herangewachsen sind und ich muß mir, wie so oft, gestehen, daß ich ihnen gegenüber meine Pflicht versäumt oder vernachlässigt habe? Dann weiß ich wenigstens schon in so früher Stunde, daß ich einige Sekunden vorher, mich nicht ohne Grund auf die Schonung und Treue des Höchsten berufen habe. Es ist unwahr-

## Unter blühenden Bäumen

Wie sich das Leben verschwendet in Blüte,

Wie sich die Blüte verkündet im Duft,

Also verschwende der Geist sich in Güte,

Also durchtränke sein Odem die Luft.

Am 14. Mai 1939 schrieb Jonas Cohn dieses Gedicht in sein Tagebuch, wenige Monate nachdem der Freiburger Philosoph und Pädagoge (Görlitz 1869–Birmingham 1947) nach England emigriert war. Zwei handschriftliche Gedichtbände befinden sich in seinem Nachlass und zahlreiche Gedichte sind in seine Tagebücher eingestreut. Dieser Vierzeiler steht hinter einen Briefentwurf an Hermann Rauschnig, in dessen Buch „Die Revolution des Nihilismus“ Cohn auch Anregungen für eine Neugestaltung, die Zeit danach, zu finden glaubt und selbst Ideen zu „N.-S. und Wiederaufbau“ entwickelt. *Tagebuch Memento mori – memento vivere, 1939–1940, S. 11.*

scheinlich, daß es bei dieser Einsicht sein Bewenden hat.

Hatte ich aber das Glück vom Vater gezogen, von der Mutter gewiesen zu sein – wie soll ichs danken? Diese Schuld werde ich nie abtragen können. Durch meine Eltern bin ich allen Geschaffenen von der ersten Schöpfungsstunde an verkettet, von ihnen – es mag auch nur der fortwirkende Geist einer Urgroßmutter oder eines längst vergessenen Großen der Familie sein – bin ich den rechten Weg gewiesen und es liegt an mir und fällt auf mich wenn ich nichts bin als ein schellenlauter Tor oder eine Schlafmütze oder Schlimmeres.

In dem Befehl bin ich als „mein Sohn“ angesprochen. Wessen Sohn?

Der Spruchdichter dachte wohl an sich selber und an seinen eigenen Sohn.

Aber seitdem ist der Spruch so von Ungezählten gesagt oder gelesen worden, daß der Weise, daß die ganze Schrift Mosche selber spricht, der ja die Thora nicht verfaßte sondern empfing, sodaß ich angesprochen bin als ein Kind Gottes.

Was es mit dem Hören auf sich hat, dazu nun das:

שְׁמַע יִשְׂרָאֵל, יְיָ אֱלֹהֵינוּ, יְיָ אֶחָד:

„Höre Israel, der Herr unser Gott, der Herr ist einer.“

Die Wiederholung dieses Befehls morgens und abends ist unsere wichtigste Sprachpflicht. Mit diesen Worten auf den Lippen sollen wir in unserer letzten Stunde in die Ewigkeit eingehen. Der Satz hat seine Stelle im Höhepunkt des Gemeindegebets. Er bildet diesen Höhepunkt. Nun könnten wir, ehe das Gemeindegebet soweit ist, sterben, wir könnten auch unter Umständen sterben, wie es häufig der Fall ist, daß wir garnicht mehr die Möglichkeit haben, diese Worte zu sprechen. Deshalb wird der Satz gleich hier und auch noch einmal später vorweggenommen. Alles andere und damit auch das „Höre“ des vorhergehenden Satzes an seiner Stelle.

Es folgen dann die Segen, die beim Anlegen der Schaufäden, der Zizith und der Gebetriemen gesprochen werden. Das Anbringen der „Schaufäden“ an den Enden des Gewands ist in der Thora ummissverständlich geboten (Num. 15,37–41), das Anlegen der Gebetriemen scheint mir eher die wörtliche Auslegung bildhafter Ausdrücke zu sein (Deut. 6,8). Da ich aus bestimmten Gründen die

schönen ehrwürdigen Bräuche nicht ausübe, darüber später.

Man könnte die Segen sprechen, ohne die Handlung auszuführen. Das wäre ein bedeutungsvoller Akt der Erinnerung.

[...]

Die Lutherbibel ist weit mehr als eine Übersetzung. Sie ist die Heilige Schrift eines großen und genialen deutschen Christen in Stunden der Gnade geschrieben. Das Alte Testament ist nicht nur verdeutsch sondern ebenso stark christianisiert. Und trotzdem ist es das alte Buch Israels. Man ist, wenn man liest, in Israel, in Deutschland und in der großen werdenden Welt aller Menschen, die guten Willen sind. Die Feinfühligkeit der Übersetzung ist oft unfaßbar. Aber so genau es Luther auf das Wort ankommt, das Wort ist ihm nicht das letzte.

Sinn geht ihm über das Wort und so ist die Übersetzung – ganz abgesehen von den nicht seltenen Fehlübersetzungen – keine besonders gute Übersetzungshilfe. So viel vom Geist und der Musik des hebräischen Textes hineingenommen, so viel bleibt auch draußen. Zudem leben wir nicht mehr in Deutschland und in der Welt der Reformation. Die mir bei weitem nützlichste Übersetzungshilfe ist die in Gemeinschaft mit Franz Rosenzweig von Martin Buber verfaßte Übertragung, die die Übersetzer nicht ganz mit Recht eine Verdeutschung nennen, denn ich muß mit meinen schwachen Kenntnissen manchmal den Urtext befragen, um Buber-Rosenzweig'sche deutsche Worte und Wendung zu verstehen, d. h. um zu wissen, was so ein Wort oder so eine Wendungen von BR auf deutsch heißt. So werde ich aber in diese mir fremde und spröde Sprache eindringen und je mehr ich den hebräischen Text verstehen lerne, um so mehr staune ich über die Genauigkeit der Wiedergabe des hebräischen Textes in deutscher Sprache.

Oft leuchtet mir die Wiedergabe zunächst nicht ein, fast immer wird mir bei genauerem Zusehen die Richtigkeit klar. Ich glaube nicht, daß einem Menschen, der die hebräische Bibel nicht lesen kann, die BR Übersetzung soviel gibt wie die Lutherbibel. Aber der, dem es auf den Urtext ankommt, der wird sich an Hand der BR Übersetzung des lieben Luthertextes langsam entwöhnen und sich zum Urtext hingeleitet finden. Hat man sich aber erst in den Urtext eingelebt, geht die Sonne Hamans uns unter und man fängt langsam an den West-östlichen Divan zu verstehen.

# Buchlese

## Judenwege – Lebensweg

Der Roman „Der Judenweg“ führt uns ein in die jüdische Welt Frankens zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Die 1924 in Fürth geborene Ruth Weiss kehrt damit in die Landschaft ihrer Kindheit zurück. 1936 war sie mit ihrer Familie nach Südafrika emigriert, wo sie seit den 1960er Jahren in Johannesburg und in Südrhodesien als Journalistin wirkte. Als Kritikerin der Apartheid durfte sie lange Zeit nicht nach Südafrika einreisen. Nach einem Aufenthalt auf der Isle of Wight ließ sie sich vor drei Jahren im Münsterland nieder.



Weiss, Ruth: Der Judenweg. Roman.  
Berlin: Mosse 2004. 193 Seiten.  
ISBN 3-935097-04-2. EUR 12,90.

Anschaulich beschreibt Ruth Weiss die schwierigen Lebensbedingungen der Juden der Frühen Neuzeit am Beispiel des verworrenen Lebensweges des Daniel Löw. Dieser hatte als geschändeter Waisenknabe nach der grausamen Ermordung seiner Eltern Zuflucht bei einer christlichen Räuberbande gefunden. Erwachsen geworden lehnt sich Daniel Löw auf seine Weise gegen die vielen Restriktionen auf, denen Juden unterworfen waren: Mit anderen, die gleichermaßen ohne Schutz und Schirm am Rande der Gesellschaft um das tägliche Überleben kämpften, gründete er eine „Chawrusse“, eine jüdische Räuberbande. Versteckt in den Wäldern, bewegte sich die Bande in einem den Süden Deutschlands durchziehenden Netz von Schleichwegen. Diese so genannten „Judenwege“, auf denen die verhassten Zollstätten umgangen werden konnten, geben dem Roman den Titel.

Kenntnisreich umreißt die Autorin die politischen und religiösen Verhältnisse unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg. In der Schilderung der Lebensumstände der Juden neigt sie allerdings zu Pauschalisierungen, die zu (meist verzeihlichen) historischen Ungenauigkeiten führen. Sie siedelt den Großteil ihrer Geschichte in der jüdischen Unterschicht an, der Welt der Bettler und Vaganten, der kleinen Schnorrer, umherziehenden Wanderlehrer und fahrenden Händler, eines Bevölke-

rungskreises, der sich trotz größerer Überlieferungsdichte im 17. Jahrhundert noch kaum archivalisch fassen lässt. Hier sind nur Rückschlüsse aus späteren Jahrhunderten möglich. Dies lässt der Phantasie weiten Spielraum, den Ruth Weiss zu füllen weiß.

Allerdings erliegt sie der Versuchung, möglichst viel an jüdischer Geschichte der Zeit in möglichst all ihren Facetten auf 200 Seiten unterzubringen. Dies führt, wie Daniel Löws Aufstieg vom Räuberhauptmann in die kleine Schicht der reichen und einflussreichen „Hofjuden“, zu manch unwahrscheinlicher Wendung.

Ein Glossar erklärt die verwendeten jiddischen und hebräischen Ausdrücke. Hier wären die Erklärungen jüdischer Riten und Bräuche besser aufgehoben, die an vielen Stellen den Lesefluss störend unterbrechen und das Bestreben offen legen, Kenntnisse über das Judentum in Romanform zu vermitteln. Gerade hier bedient Weiss sich tradierter Stereotype, mit denen sie ein Idealbild zeichnet, das einer historischen Prüfung nicht standhielte. Insgesamt jedoch ist „Der Judenweg“ ein gelegentlich zwar ins Kitschige abgleitender, aber spannend geschriebener historischer Roman.

*Nathanja Hüttenmeister*

## Hessen und Wesel: Familie Spier

Nicht nur den Lesern des israelischen MB, auch unsern Lesern als Autor bekannt, setzt Abraham Frank seine genealogischen Nachforschungen zu den Familien Fürth-Katzenstein, Eschenheimer und Nachmann nunmehr fort mit der Familie Spier. (Folgen sollen noch die Bände zu den Familien Frank-Arfeld und Dinkelsbühler-Wilmersdörfer.) Großvater Simon Spier war Lehrer, Kantor und Prediger in Wesel am Niederrhein, und die Erinnerung an diese markante Persönlichkeit ist nur ein Grund für das Interesse, das der so sorgfältig gestaltete und liebevoll erarbeitete Dokumentenband beanspruchen darf. Auch die nordhessische Lokalgeschichtsforschung sieht sich bereichert. Wir alle sehen vor uns ein modernes Zeugnis traditioneller deutschjüdischer Wertschätzung des Wissens vom Woher. Und wenn Adel heißt von der eigenen Herkunft zu wissen, dann hat man es hier mit Adel zu tun. Liegen alle fünf Bände vor, so wird dieses Wissen nicht weniger als 15 Generationen hinabreichen.

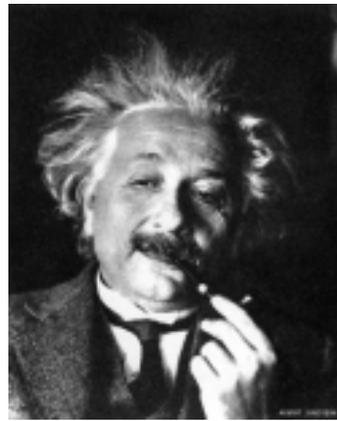


Amalie und Simon Spier



The Spier Family of Zwesten (Hesse, Germany). Biographies, Genealogical Charts. By Abraham Frank and Dr. Alfred Schneider. [Jerusalem 2004]. Ca. 175 Seiten. Zu beziehen: 9, Ben Maimon Ave. Jerusalem 92262

*mb*



### Bestatten, Betrauern, Gedenken

Die Sorge für die Kranken, das würdige Bestatten und Gedenken der Toten sind von jeher vornehmes Merkmal jüdischer Kultur. Die Wissenschaft hat den verschiedenen Facetten dieses Themas durch- aus Aufmerksamkeit gewidmet; was aber bislang



Falk Wiesemann: *Sepulcra judaica*. Bibliographie zu jüdischen Friedhöfen und zu Sterben, Begräbnis und Trauer bei den Juden von der Zeit des Hellenismus bis zur Gegenwart = Jewish cemeteries, Death, burial and mourning from the period of hellenism to the present: a bibliography. Essen: Klartext 2005. 797 S. ISBN 3-89861-422-0. EUR 98.

fehlte, war eine systematische Hilfestellung beim Zugang zur gedruckten Literatur – und deren Umfang ist wirklich beachtlich: sage und schreibe fast 9000 Literaturhinweise versammelt nun die soeben erschienene Bibliographie „*Sepulcra judaica*“.

Der weitaus überwiegende Teil der verzeichneten Literatur hat geografischen Bezug, betrifft Regional- und Lokalgeschichte nicht nur zum deutschen Judentum, sondern weltweit: Der Friedhof, die Chewra Kaddischa, das Memorbuch in ... Falk Wiesemann ordnet diesen Stoff unter die großen Epochen Antike, Mittelalter und Neuzeit (Kapitel 3 bis 5) ein. Die ebenfalls zahlreichen Schriften, die sich den Phänomenen der Sepulkralkultur allgemein-übergreifend oder „an sich“ widmen, finden ihren Platz im ersten, systematischen Kapitel zu „Sterben, Begräbnis und Trauer“. Der „historischen Sonderrolle“ im Zusammenhang der antiken jüdischen Geschichte wird Kapitel 2 gerecht, „*Judaea-Palaestina*“. Das nicht einfache Unterfangen, eine Literaturzusammenstellung in Buchform, gleichzeitig also in eine sinnvolle Reihung zu bringen, ist damit gut gelöst, die chronologisch-geografisch-chronologische Einteilung des Bandes insgesamt einleuchtend. Allem voran geht eine knappe, aber instruktive Einleitung, die den Leser nicht nur ins Thema einführt, sondern auch zum Stöbern einlädt.

*Palästinaerde als Grabbeigabe* (1936) oder *Steinchen auf Grabmälern* (1938), was es damit auf sich hat, liest man bei Max Grunwald; Spezialitäten wie die *Dissertatio philologica posterior de ritibus lugentium apud Ebraeos antiquos* von Geier und Seyffert wurden vor fast vier Jahrhunderten ge-

druckt (Wittenberg 1636). Natürlich findet auch die ausgedehnte Debatte über die „frühe Beerdigung“ ihren Niederschlag. So brachte der *Hame'asaf* 1788 die *Betrachtungen eines ungelehrten Todtengräbers über die frühe Beerdigung der Menschen, besonders der Juden, wie auch einige Einwürfe gegen die Vertheidigung der frühen Beerdigung verschiedener Ärzte*. Auch Isaak Abraham Euchel beteiligte sich, deutsch in hebräischen Lettern, an dieser Diskussion, und fragte: *Ist nach dem jüdischen Gesetze das Übernachten der Toten wirklich verboten?* (Breslau 1796/97). Das sind „Exponate“, die nicht nur dem Historiker, sondern auch dem Bibliophilen kostbar sind.

Die überbordende Fülle zu allen Aspekten des Themas gibt das Buch nur zu gern preis, wird es doch durch den mehr als hundertseitigen Anhang hervorragend erschlossen: die sorgfältig gearbeiteten Sach-, Personen-, Verfasser- sowie das Geografische Register erlauben die gezielte Nutzung und fügen sich nahtlos in die durchdachte und pragmatische Präsentation, die dem Band gelingt; ob seiner Sachkunde und seiner Vielfalt ein bemerkenswertes, ein einzigartiges Kompendium. hl

### Annus mirabilis 1905

An Informationsquellen zum großen Physiker des 20. Jahrhunderts, zumal im Einstein-Jahr, mangelt es wahrlich nicht; wer zugleich handliche wie liebevoll gemachte Bücher mag, und auch am deutsch-jüdischen Kontext interessiert ist, der greift zum 25. Band der *Jüdischen Miniaturen*. Knapp und informativ, mit etlichen Bildern und Dokumenten,



Hoffmann, Dieter/Schulmann, Robert: *Albert Einstein (1879–1955)* (= *Jüdische Miniaturen*; 25). Teetz: Hentrich & Hentrich 2005. 120 Seiten. ISBN 3-933471-83-4. EUR 5,90.

Lebenstafel, Literaturhinweisen und gar einem Register leistet das kleine Bändchen Erstaunliches. Und es hält seinen Anspruch: die wesentlichen Lebensstationen und die zentralen Ergebnisse des wissenschaftlichen Schaffens Einsteins einzufangen. Dass die Autoren dabei eine gar nicht so übliche Perspektive einnehmen, nach der Bedeutung von Einsteins Judentum für seine Lebensgeschichte fragen und den Wandlungen seines jüdischen Selbstverständnisses nachspüren, ist erfreulich. hl



## Witwe Rivka, Mutter von Avigal und Sara

Michael Brocke

Zum Anspruch von „Kalonymos“ gehört es, sich auf seinen letzten Seiten von Zeit zu Zeit mit seinen Namensgebern, der Familie der Kalonymiden, zu beschäftigen. Jene nachgerade legendären, aus Norditalien (?) an die aufstrebenden Städte des Mittelrheins geladenen Begründer, „Erstlinge“ des deutschen Judentums, wecken seit über einem Jahrtausend viele noch immer unbeantwortete Fragen – wie könnte es anders sein.

Wenn wir auch die Fragen nach Ursprung und Herkunft nicht beantworten können, so sind doch auch Antworten nach dem Weiterleben der Familie und ihrer Überlieferungen von Interesse. Wir hatten in Heft 3 des 6. Jahrgangs 2003, S. 11f., zwei Frauen, Töchter eines prominenten Wormser Gemeindeglieds des frühen 13. Jh. vorgestellt, Avigal bat Kalonymos haLevi und Sara bat Kalonymos haLevi, gestorben 1240 und 1247/48. Heute nun macht es die Lesung des Grabsteins ihrer Mutter möglich, dieser Familie ein wenig näher zu kommen und dabei auch Korrekturen am Verständnis der Inschriften jener beiden Frauen und ihres Lebens vorzunehmen. Die Inschrift für Frau Rivka,

Mutter von Avigal und Sara, gestorben 1228, ist durchaus ungewöhnlich:

„In 988 der Zählung, 1. Schevat, am Tag 3, verschied Frau Rivka, Tochter des Herrn Josef, Witwe des *chaver* Herrn Kalonymos haLevi. Ihre Seele ruhe im Garten Eden.“

Was ist daran ungewöhnlich? Nun, es ist die in Worms über mehrere Jahrhunderte höchst seltene, vielleicht sogar einmalige Nennung des Witwenstatus zusammen mit der namentlichen Nennung des verstorbenen Gatten. Stets erfahren wir auf den mittelalterlichen Steinen der Frauen nur den Namen ihrer Väter, nie den des Gatten, sei er verstorben sei er lebend; dasselbe gilt für die Männer, bei denen man daran gewöhnt ist, dass ihre Gattinnen so gut wie nie genannt werden – was sich insofern verschmerzen lässt, als ja in späterer Zeit die Steine der Frauen hinreichend Auskunft geben über ihre Männer – das wohl gemerkt aber erst seit etwa dem 16. Jh. Für vier, fünf Jahrhunderte zuvor kennt man nur die sozusagen patrilineare Vertikale.

Hier geht uns für einmal also die äußerst seltene Information zu: Nicht nur „Tochter des ...“, sondern auch: „Witwe des ...“! Unnötig zu erklären, dass damit höchste Ehrerbietung beabsichtigt ist, wie für Frau Rivka, so insbesondere für ihren vorverstorbenen Gatten: War Kalonymos haLevi eine wichtige Figur im Leben der Wormser Gemeinde, bekleidete er eine herausragende Position? Bleiben wir zuversichtlich, eines Tages mehr über ihn mitteilen zu können.

Einstweilen wenden wir uns wieder seiner Familie zu: Frau Rivka bat Josef ist am Mo./Di. 10./11. Januar 1228 gestorben (das Datum 1. Schevat war nicht Tag 3, sondern erst Tag 2, Montag, 10. 1.). Kalonymos haLevi dürfte geraume Zeit zuvor gestorben sein: man würde ohne lange zu zögern auf mehrere Jahre mindestens schließen. Aber auch ohne spekulative Überlegungen dazu verlangt das Jahresdatum 1228, einige der in „Kalonymos“ 2003/3 gemachten Bemerkungen über zartes Le-

### IMPRESSUM

Unseren herzlichen Dank sprechen wir dem Bundesministerium des Innern aus, das den Druck dieser Ausgabe ermöglicht hat.

**Herausgeber** Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg **ISSN** 1436-1213

**Redaktion** Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Harald Lordick  
**Assistenz** Alexandra Bertram **Grafikdesign** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick

**Anschrift der Redaktion**

Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; **E-Mail** kalonymos@steinheim-institut.de **Internet** www.steinheim-institut.de **Druck** Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos  
**Spendenkonto** 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

bensalter und ledigen Status der Töchter Avigal und Sara zu berichtigen.

Sara als *na'ara*, als noch nicht mannbare 12- oder 13-jährige zu bezeichnen, war ein Lesefehler, mitverursacht durch „Avigal *habachura*“, verstanden als junges Mädchen, ledig noch, „vielleicht 13, vielleicht 16“; beide Schwestern wurden also als noch unverheiratet angenommen, eine durch das bei beiden fehlende genaue Todesdatum bestärkte Annahme. Saras Stein ist zwar kaum zu lesen, doch den Begriff *na'ara* gibt es darauf nicht: Die Inschrift beginnt mit einer drei volle Zeilen langen

Foto: Bert Sommer



Einleitung: „Dieser Stein ... Zeugin (*`eda*) ... sei ihr Grabstein ...“; das ist noch nicht sicher entziffert, sowohl des schlechten Zustands halber als auch wegen der Abweichung vom Standardzitat, die hervorgerufen wird durch durchgehenden Reim bzw. Alliterationen auf den Namen Sa-ra. Diese Kalonymostochter war also eine nicht mehr junge, war eine verheiratete Frau. Wie auch ihre Schwester Avigal. Mit deren Inschrift verbindet sich ein Erkenntnisfortschritt, der das rechte Verständnis des für eine gewisse Zeit in Worms sehr häufigen Epithetons *habachura* /*habechura*, betrifft, das eben hier nicht als „junge Ledige“, wie bisher angenommen, verstanden sein will.

Die hebräischen Wörterbücher kennen diese weitere Bedeutung von *bachura* nicht. Für die männliche Form, *bachur*, verzeichnen sie: Kämpfer, Jüngling, Erlesen(er) – für die weibliche Form hingegen nur: Mädchen, junge Frau, unverheiratet – d.h. die auch heute vorrangige wenn nicht gar ausschließliche Bedeutung. Dass *bechura* aber auch Adjektiv sein kann: die Auserlesene, Erkorene, d.h. die vornehme Frau, damit aber eben nicht der Status einer jungen Ledigen bezeichnet sein will, kommt erst dank der zahlreichen Wormser Inschriften, die ihre (verheirateten) Trägerinnen rühmen, in den Blick. Es stellt sich glücklicherweise zugleich heraus, dass die wenigen jung und unverheiratet verstorbenen Frauen dort andere Epitheta als das *bachura* in ihren Nachrufen erhalten haben. Dass dieses missverständliche Prädikat /Epitheton nach geraumer Zeit wieder von den Steinen verschwindet, wird zu seiner lexikographischen Vernachlässigung beigetragen haben.

Nun hat auch für Frau Avigal Tochter des Kalonymos haLevi zu gelten: vornehme Abkunft (und Lebensführung); wahrscheinlich war sie ebenso verheiratet wie ihre Schwester. Nicht in jungem Alter gestorben, sondern zwölf Jahre nach ihrer verwitweten Mutter und gut sieben Jahre vor ihrer Schwester. Blicke weiterhin die Frage zu beantworten, warum beide Steine, anders als der ihrer Mutter und anders als wirklich alle anderen jener Epochen, kein genaues Todesdatum verzeichnen, sondern sich mit der Jahresangabe begnügen, auch wenn gerade jene Jahre Zeiten stärkster akuter Erlösungshoffnung waren. Hoffen wir unsererseits darauf, weiteren Mitgliedern der Familie des Kalonymos haLevi zu begegnen. Vielleicht werfen sie, wie die Witwe Rivka, nicht nur neue Fragen auf?